

# Religion und Eros : ein grundlegendes Werk von Walter Schubart, das Begriffe klärt

Autor(en): **Argo, Jack**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **24 (1956)**

Heft 12

PDF erstellt am: **21.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Religion und Eros

*Ein grundlegendes Werk von Walter Schubart, das Begriffe klärt.*

Für den Fachmann stellt das Buch Walter Schubarts «Religion und Eros», dessen erste Auflage bereits 1941 bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung in München erschien und das 1952 in der dritten Auflage neu herauskam, wohl einen wesentlichen Beitrag, aber dennoch nur einen unter vielen, dieses Thema berührenden dar. Für den Homoeroten jedoch bedeutet die Konfrontierung des Eros mit der Religion im weitesten Sinne ein entscheidendes Ereignis. Denn nirgends scheinen sich die Begriffe Religion und Eros einander mehr auszuschliessen als in der Homoerotik. Mit geradezu unbarmherziger konsequenter Logik wenden sich zahlreiche homophil empfindende Menschen, sobald sie sich «erkennen», von ihrer Kirche ab, was in vielen Fällen eine beträchtliche moralische Liberalisierung zur Folge hat. In besonderer Weise trifft dies auf katholische Christen zu.

Schubart, der in seinem Buch historisch und zugleich analysierend an den scheinbaren Gegensatz von Religion und Eros herangeht, weist verblüffend nach, dass Beides verschiedenartiger Ausdruck ein- und desselben ist. Religion ist in gewisser Weise Eros, und Eros ist in gewisser Weise Religion. Dort, wo Beide Gegensätze sind, entäussern sie sich einzeln bald ihres Wesensinhaltes. Als Beispiele werden die Kulte der Naturreligion, der christliche Madonnenkult, die mittelalterliche Mystik und als Umkehrung der Hexenwahn angeführt. Im Einzelnen definiert Schubart vier Gruppen des Eros: die Religion der Schöpfungswonne mit dem Dionysoskult, ihr Absinken in den Verschlingungstrieb, die anbetende und die umarmende Liebe. Die Frühzeit der Menschheit kennt keine Trennung zwischen Religion, Sexus und Eros. In der kultischen Begegnung mit dem unnennbaren Ursprung erfährt der Mensch sich, den Gott und seine Mitmenschen im allumfassenden Eros, der sinngemäss promiskuitiv ist, das heisst: keine Profilierung des Partners kennt. Etwa das, was Thomas Mann im «Tod in Venedig» die «grenzenlose Vermischung» nennt. Auf der nächsten Stufe wird das dämonische Schaudergefühl durch eine positive Einstellung in der Religion der Schöpfungswonne überwunden. Am deutlichsten hat diese Form der Eros-Religion bei den Griechen Gestalt angenommen. Fortschreitende Erkenntnis und Berührung mit anderen Kulturen führt zu einer Stufe der Skepsis und Krisis, die auf der einen Seite zum Verschlingungstrieb abgeleitet (der sich damit gleichzeitig vom Kult trennt und zur reinen individuellen Genussliebe entartet), auf der anderen Seite aber das Bedürfnis nach Erlösung weckt. Hier berühren sich Hellenentum und Christentum um die Zeitenwende. Wie aber trotz dieses einschneidenden Stafettenwechsels die ursprünglichen Formen vereinzelt weiterleben, sogar mitten im christlichen Raum, zeigt Schubart an so frappanten Beispielen wie dem dionysisch gefärbten Karneval und an der Tatsache, dass es christliche Phallusheilige in Italien und Frankreich gab und zum Teil noch gibt. «In Triani, im Königreich Neapel, wurde im Karnevalszug eine alte Holzfigur (noch bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts) mitgeführt, den Priapus darstellend, mit so gewaltigem Glied, dass es bis zum Kinn reichte. Il Santo membro hiess die Statue im Volksmund.» (S. 49.) «Frankreich und Belgien beherbergen noch heute eine stattliche Zahl christlicher Heiliger mit starkem, wundertätigem Phallus, St. Fautin, St. Gréluchon, St. Guignolé usw.» (ebda.) Schubart sagt, es sei kein Zufall, dass man den Karneval gerade in katholischen Städten am ausgelassensten feiere. Die katholische Kirche habe die Bedürfnisse, die der Schöpfungswonne entsprossen,

nie so brüsk und endgültig abgewiesen wie der Protestantismus mit seiner strengen Sachlichkeit und seinem männlichen Ernst.

Dennoch erleben wir gerade und zunächst im Zusammenprall von Christentum und Hellenentum die Ansätze tragischer Fehlentwicklung auf dem Gebiete des Eros. Der Manichäismus kommt auf, vergiftet selbst das Denken des grossen Heiligen Augustinus, der wiederum, wie Schubart nachweist, für die rückgratlose Haltung Luthers in den Fragen der Ehe verantwortlich wird und sich bis in die Gegenwart auch auf die bürgerliche Geschlechtsmoral verhängnisvoll auswirkt. Von Paulus geht die gerade Linie über Augustinus zu Luther, aber Paulus überspringt Christus. Die Askese wird von Schubart als Irrweg, als Kurzschlusslösung nachgewiesen, womit er in seiner Darstellung nur zum Teil recht hat. Nicht Christus, sondern Paulus ist, getrieben vom Drängen angeblich bevorstehender Endzeit, der Vater der Askese. Im Gegensatz zu Christus hat er kein gesundes Verhältnis zur Frau, ja Schubart schreibt ihm geradezu Frauenverachtung zu, die er aus Geschlechtsfurcht ableitet. «Zwei Umstände», sagt Schubart, «haben die Hinwendung des Christentums zur Askese sehr stark gefördert: Die Enttäuschung über das Ausbleiben des nahe geglaubten Weltuntergangs und die Entartung der antiken Naturreligionen.» (S. 204.) «Die Kulte der Naturreligion waren zur Jugendzeit des Christentums tatsächlich das geworden, was sie ursprünglich nicht gewesen: Durchbrüche ausschweifender Sinnelust. Vor dem sich türmenden Schmutz nahm sich die strenge asketische Forderung als die einzig mögliche religiöse Haltung aus. Geschlecht und Gott in einem Atem zu nennen, konnte angesichts der entstellten Naturreligionen nur noch der Zynismus wagen.» (ff. a.a.O.) Damit macht Schubart deutlich, dass Antike und Christentum nicht grundsätzlich und für alle Zeiten Gegensätze zu sein brauchen, da ihre Konfrontierung zur unrechten Stunde und mit ungleichen Mitteln erfolgte.

Dennoch: «Die christliche Urkirche war eine männliche Anstalt. Der Geist dreier männlicher Völker — Hebräer, Griechen und Römer — hat ihre Form geprägt. Die kirchliche Zurückdrängung des Weibes, die schon im frühen Mittelalter den Niedergang karitativer Liebestätigkeit nach sich zog, bedeutet einen Sieg antiken Denkens über christliches Denken. Dass nur der Mann das Ebenbild Gottes und die Frau die geborene Magd des Mannes sei, ist auch im Grunde der Standpunkt des kanonischen Rechts.» (S. 209.) Deshalb kann sich die katholische Kirche auch heute mit der absoluten Gleichstellung von Mann und Frau (mit Recht!) noch nicht abfinden, wiewohl Ansätze zu einer veränderten Haltung nicht zu verkennen sind.

Nicht ganz schlüssig deutet Schubart das Phänomen der griechischen Homoerotik, indem er ihr das Motiv der Geschlechtsfurcht unterschiebt. Diese Deutung stand sicherlich unter dem Druck der beim Erscheinen des Buches in Deutschland vorherrschenden öffentlichen Meinung; er widmet ihr ganze, wenn auch konzentrierte drei Seiten von insgesamt 250, die das Buch umfasst. Schubart widerspricht sich nämlich, wenn er auf der einen Seite dem Griechen Geschlechtsfurcht unterstellt und auf der anderen Seite zugibt, der Grieche habe die Einehe eingeführt und streng auf sie gehalten, aber aus Gründen der staatlichen Ordnung. In seinem Gefühl für Harmonie und Parallelität habe er das Gleichgeartete und Gleichgerichtete gesucht und für tiefer gehalten als das polar Entgegengesetzte. Im Gegenteil, der Grieche weicht der Spannung nirgends aus, sondern sucht sie, auch und gerade in der gleichgeschlechtlichen Liebe. Denn der starke Mann liebte den zarteren Jüngling aus dem Gefühl eines Gegensatzes heraus — wie könnte es anders zu jenen «Aufschwüngen und Entrückungen» gekommen sein, von denen Schubart weiter unten dann spricht? Es liegt im Wesen des Hellenismus, dass er immer und ständig nach Steigerung sucht, und wenn der

Mann den Mann liebt, steigert er das Männliche um es selbst, er potenziert es gewissermassen ins Unendliche, soweit der Akzent auf dem geistigen Eros liegt (der das sinnliche Moment natürlich nicht auszuschliessen braucht). Die Antike würde ihre Führungsrolle nie in dem gehabten Masse gewonnen haben und sie nie bis heute spürbar haben werden lassen können, wenn sie nicht zu diesem «Trick der Natur» gegriffen hätte, mehr intuitiv freilich als bewusst konstruierend, wie wir das heute nachspürend tun. Zusammenfassend und abschliessend muss gesagt werden, dass sich von dieser Deutung des Griechen durch Schubart freilich keine Berührungsebenen zum Christentum finden lassen, wenngleich er sie (unter Ausklammerung der Homoerotik) versucht.

In seinem abschliessenden Kapitel «Die Heimkehr des Eros zu den Göttern» gibt Schubart endlich eine klare Definition von Eros und Sexus. Er sagt: «In der Erotik gilt es vor allem, den geschlechtlichen Naturalismus zu überwinden. Der Geschlechtsinstinkt muss wieder als Paarungstrieb im wörtlichen Sinne, d. h. als Drang nach Ergänzung begriffen werden, der nur darauf wartet, dass ihn das Erlösungsmotiv, die Sehnsucht nach überirdischer Ganzheit erfasse. Er ist im Bereiche des Menschen nicht einfach Notdurft, Entleerungstrieb, Bedürfnis nach Lösung gespannter Gefässe. Er fällt auch nicht mit dem Fortpflanzungstrieb zusammen. Mit Recht hat die Wissenschaft vielfach bestritten, dass es — besonders beim Mann — einen Fortpflanzungstrieb gebe, d. h. einen Trieb, im Kinde fortzuleben. Der Wunsch nach Kindern kann den Beischlaf begleiten, aber dadurch verwandelt sich der Geschlechtsinstinkt nicht in Fortpflanzungsdrang. Die Fortpflanzung liegt nicht primär als Zielvorstellung im geschlechtlichen Erlebnis. Die Natur selbst lehrt in ihrer eindringlichen Sprache, dass sie es mit dem Geschlechtlichen und der Geschlechtslust nicht nur auf Fortpflanzung anlegt. Zu je höheren Formen das organische Leben emporschreitet, umso seltener und unergiebigter werden die Geburten. Im niedersten Tierreich bringen die Lebewesen Millionen von Keimen hervor, im höheren ist die Geburt nur e i n e s Jungen die Regel. Ausserdem: je unfruchtbarer eine Tierart, umso lustvoller die Begattung.» (S. 225.) Mit dieser Definition können auch die Homoeroten etwas anfangen, denn sie setzen sich damit keineswegs im Gegensatz zu Ehe und Eros. Und hier ist auch der wundervolle Ansatz gegeben, Hellenentum und Christentum zusammenzuführen. Denn die Homoerotik der Zukunft darf und wird nicht von Frauenverachtung und Geschlechtsfurcht motiviert sein, sie wird — zumindest für den aus Veranlagung so lieben-Müssenden — einen tiefen Sinn und Ort innerhalb des geschlechtlichen Gesamtbildes haben. Damit aber hat sie gleichzeitig wieder den Anschluss an das Religiöse gefunden: «Im Gnadenstand strömt der Liebende von grenzenloser Liebe gegen alles Lebendige über. Er sucht nicht mehr, sondern er will sich verschwenden . . . Im Gegenstand hat die Geschlechterliebe den Drang, sich auch anderen als der Geliebten mitzuteilen. Sie weitet sich zur Nächstenliebe, zur All- und Gottesliebe. Das ist der Kreislauf der Erotik. Sie zieht nur dann von Gott ab, wenn sie ihren Kreis nicht rundet.» (S. 231.) Im Neuen Testament heisst es: (1. Joh. 19—20) «Wenn jemand sagt: ich liebe Gott, dabei aber seinen Bruder hasst, so ist er ein Lügner. Denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, der kann auch den unsichtbaren Gott nicht lieben.» Und schliesslich noch einmal Schubart: «Frei ist der im Gnadenstand Liebende, denn er ist entselbstet. Er lebt von einem anderen Wesen aus. Er hat sein eigenes, zeitliches Ich gleichsam im Rücken. Er ist nicht frei vom Eros, sondern frei durch den Eros.» Hier ist ein Buch, mit dem sich der wahrheitsliebende Homoerot auseinandersetzen sollte. —

Jack Argo.